

Online-Texte der Evangelischen Akademie Bad Boll

Zwischen Wertegemeinschaft und Erfolgstruppe

Christoph Ruf

Ein Beitrag aus der Tagung:

Fußball in Verantwortung
Hamburg, 6. August 2010

Bitte beachten Sie:

Dieser Text ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers/der Urheberin bzw. der Evangelischen Akademie Bad Boll.

© 2010 Alle Rechte beim Autor/bei der Autorin dieses Textes

Eine Stellungnahme der Evangelischen Akademie Bad Boll ist mit der Veröffentlichung dieses Textes nicht ausgesprochen.

Evangelische Akademie Bad Boll
Akademieweg 11, D-73087 Bad Boll
E-Mail: info@ev-akademie-boll.de
Internet: www.ev-akademie-boll.de

Zwischen Wertegemeinschaft und Erfolgstruppe

Online-Texte der Evangelischen Akademie Bad Boll

Christoph Ruf

Wir applaudieren entzückt, wenn ein Spieler den Ball ins Aus schießt, damit der verletzte Akteur von der anderen Mannschaft behandelt werden kann. Wir sind gerührt, wenn Spieler in der Stunde des Erfolges an verletzte Mitspieler denken und via Medien Grüße ins Krankenhaus ausrichten lassen. Wir wären allerdings noch gerührter gewesen, hätte Thierry Henry wirklich zugegeben, was alle gesehen haben: Dass sein Tor im Irlandspiel, das Frankreich die WM-Teilnahme bescherte, kein Tor war, sondern ein gelungener Betrugsversuch.

Doch Henry schwieg – und es dürfte kein Zufall gewesen sein, dass es bei dem Spiel um richtig viel ging. Es gibt nämlich keinen Hinweis darauf, dass der französische Stürmer einen schlechteren Charakter als andere Kollegen hätte. Bei einem Freundschaftsspiel wäre er also aller Voraussicht nach ehrlicher gewesen. Hier aber hätte die Fairness Frankreich die WM-Teilnahme gekostet – und damit jeden Spieler dem Vernehmen nach 250.000 Euro Prämie. Der Verdacht liegt also nah, dass Ehrlichkeit und Sportsgeist im Profisport besonders dann zu bestaunen sind, wenn es nicht um so viel Geld und Prestige geht. Das könnte auch der Grund sein, warum die fairen Einwürfe eher in der 18. Spielminute zu beobachten sind als in der 88.

Aber ich will nicht gleich in der Einleitung alles madig machen, sondern brav weiter nach den Relikten von „frisch, fromm fröhlich, frei“ und “11 Freunde sollt ihr sein“ suchen – und nach anderen Werten, die vielleicht konstitutiv sein könnten für eine Gemeinschaft aus Fußballspielern. Eines muss ich aber – fürchte ich – vorwegnehmen: ich halte einen Spagat zwischen Kommerzdenken und dem Bewahren traditionell gewachsener oder erkämpfter Eigenheiten einzelner Clubs für nahezu unmöglich. Was nicht heißt, dass nicht auch der Profifußball Freiräume offen lässt, weshalb es auch in zehn Jahren noch Unterschiede zwischen einem Stadionbesuch bei RB Leipzig und einen bei Union Berlin geben wird.

Aber auch ich habe schon einmal ein paar Beobachtungen zusammengetragen, die dem Fußball zur Ehre geraten. Manch B-Jugendlicher wirkt beispielsweise vielleicht tatsächlich auch deshalb reifer als sein 16-jähriger Altersgenosse, der Fußball nur von der Playstation kennt, weil er schon verstanden hat, dass es ein nobler Charakterzug ist, einmal nicht nur an sich selbst zu denken. Was offenbar keines der primären Erziehungsziele ist, wenn man sich die Ergebnisse einer Volksabstimmung in dieser so liberalen Großstadt anschaut.

Diese Erkenntnis haben unserem B-Jugendlichen mit hoher Wahrscheinlichkeit seine Trainer eingetrichtert. Im Fußball – wie in jeder anderen Mannschaftssportart – führt Egoismus in den allermeisten Fällen nämlich zu nichts Produktivem. Wer immer wieder den besser postierten Mitspieler übersieht, weil er und nur er unbedingt das nächste Tor schießen muss, macht sich deshalb schon im Schulsport unbeliebt. Selbst bei den Profimannschaften ist Teamwork deshalb ein wichtiger Wert, weshalb auch amtierende deutsche Meister Mannschaftsabende veranstalten und Teambuildingmaßnahmen durchführen.

War`s das schon? Noch lange nicht. Die aufgeschlosseneren unter den Trainern und Managern bringen ihren Spielern nachweislich auch bei, dass der Busfahrer oder die Sekretärin ebenfalls Menschen sind, denen man mit Respekt begegnen sollte und denen gegenüber man eine Verantwortung hat. So etwas kann auch ganze Vereine prägen.

Der FC St. Pauli steht meines Erachtens auch deshalb wieder viel besser da, weil er einen Trainer hat, dem man nicht erklären muss, wo er arbeitet. Pathetische Bekenntnisse zu Fans und Stadtteil hat noch jeder Verantwortliche hier von sich gegeben. Herr Stanislawski musste das nie tun, um glaubwürdig zu sein. Und es gibt selbstverständlich auch andere Vereine, die mit ihrem sozialen Umfeld interagieren, die die Bodenhaftung noch nicht ganz verloren haben und wo – oftmals nicht auf der oberen Ebene – Menschen im Verein arbeiten, für die ihre Arbeit mehr als ein Job ist.

Die fast-religiöse Verehrung von Schalke, Kaiserslautern oder dem BVB ist beispielsweise nicht zu erklären ohne ein fein verästeltes Beziehungsnetz zwischen Club, Fans und Region. Es gibt in der Bundesliga Vereine, die für ehemalige Spieler irgendwo im Lager oder im Fahrdienst einen Job finden, weil die Verantwortlichen wissen, dass die ansonsten schon kurz nach ihrem Abschiedsspiel gestrandet wären. Es gibt Trainer, die Obdachlose zu sich nach Hause einladen – und nichts davon der Presse erzählen. Es ließen sich viele solcher Beispiele erzählen – die Bundesliga ist kein asozialer Ort.

Und dennoch: Selbst wenn es noch viel mehr solcher Beispiele gäbe – es bleiben Beispiele für sympathisches individuelles Handeln. Sebastian Deisler hat eine Bundesligamannschaft in seiner Autobiographie als Ansammlung von 25 Ich-AGs bezeichnet. Unbefangene Leser mag das schockieren. Als Journalist habe ich mir diese Unbefangenheit abgewöhnt. Wer über Fußball berichtet, sollte Fußball ernst nehmen. Leistungssport ist ohne Egoismus nicht denkbar. Und jeder Manager, der nicht versuchen würde, seinem Club immer mehr Einnahmen zu verschaffen, wäre fehl am Platze.

Gleichzeitig stelle ich fest, dass den meisten Menschen die Vorstellung, Leistungssport sei ein genauso wertfreier Wettbewerb wie der Stahlhandel oder das Börsengeschäft, fast unerträglich ist. Die moralische Empörung darüber, dass bei der Tour de France gedopt wird, war und ist groß – was man durchaus unlogisch finden kann. Denn warum sollte man es folgerichtig finden, dass Industriemanager koksen, die statt ihrer Pénisse ihre Arbeitstage vergleichen („Meiner ist länger“), es aber einen Skandal finden, dass Menschen, die in Überschallgeschwindigkeit über Gebirgshänge fliegen, nicht nur Pfefferminztee und Nutella zu sich nehmen? Die Fiktion vom reinen Sport hat wider alle Vernunft überdauert – Turnvater Jahn hätte auch 2010 seine Freude.

Vielleicht wird ja deshalb kaum ein gesellschaftlicher Bereich so mit Sinnsuche vollgepumpt wie der Sport. Da liest man allen Ernstes einen flammenden Appell, die Gesellschaft sei gut beraten, vom Leistungssport den Gemeinsinn zu adaptieren. Ausgerechnet vom Leistungssport – man kann nur hoffen, dass Sebastian Deisler am Zeitungskiosk weggeschaut hat. Überhaupt: Muss man wirklich hunderte Zeilen Martin Walser drucken, nur weil der Schriftsteller an den vernebelten Gestaden des Bodensees einmal den Fernseher angemacht hat und dort etwas gesehen hat, was ihn zu vielen leidenschaftlichen Zeilen über die Größe menschlicher Demut und die Vorbildlichkeit des Ganzen für den Menschen im Allgemeinen und den Deutschen im Besonderen veranlasste. Wo Walser an einem Standbild so viele Nuancen wahrnahm, hatten stumpfere Beobachter einen am Boden kauernenden Bastian Schweinsteiger gesehen. Er wäre gerne Weltmeister geworden, aber Spanien war besser. Deshalb hat er nachvollziehbarerweise nicht La-Ola gestartet, sondern das Gesicht in den Händen vergraben.

Das Bedürfnis nach Sinnsuche im Fußball ist ja vielleicht auch deshalb so ausgeprägt, weil der Sinn sich dort, wo die eigentlich zukunftsweisenden Dinge verhandelt werden sollten, rar gemacht hat. Wer es nicht glaubt, möge sich einmal auf Phönix eine Regierungserklärung in voller Länge anschauen. Selbst Interviews mit Bastian Schweinsteiger haben mehr visionäre Kraft als Reden von Angela Merkel.

Weil die Politik so merkwürdig sprach- und kraftlos ist, haben wir vielleicht auch erst 2010 so richtig gemerkt, dass wir in einer multikulturellen Gesellschaft leben: Der Sechser der deutschen Nationalmannschaft – ja, ist es denn zu fassen? – heißt nämlich nicht mehr Dremmler oder Ramelow heißt. Sondern Khedira. Und der Innenverteidiger manchmal Serdar Tasci.

Da sitzt man nun also im multikulturellen Überschwang dem Interviewpartner gegenüber, voller Bereitschaft, das Loblied auf die integrative Kraft des Fußballs mitzusingen. Und trifft auf einen Tasci, der einem im breiten Schwäbisch und mit nachdenklich gerunzelter Braue antwortet, dass er sich eigentlich seit der F-Jugend in Esslingen als ein Spieler von vielen empfand. Dass er nun aber seit seinem ersten Länderspiel merkt, dass er sich getäuscht hat. Nach 2-3 einleitenden Höflichkeitsfragen, sagt Tasci, müsse er nun immer über Integration sprechen, dabei verstehe er davon gar nichts. Mancher Journalisten-Kollege scheint dabei sichtlich erstaunt, dass ein Mensch, der Serdar Tasci heißt, nicht nach wenigen Interviewminuten auf einem muslimischen Gebetsteppich aus dem Düsseldorfer Nobelhotel Richtung 1001 Nacht entfliegt.

Die Integrationsdebatte, die aus dem Fußball kam, gab es übrigens schon mal. Frankreich wurde nach dem WM-Gewinn zur perfekten multikulturellen Gesellschaft verklärt – teilweise von denselben Kommentatoren, die im gleichen Land 12 Jahre später den Bürgerkrieg hinaufziehen sehen, weil sich ein verwöhnter, nicht eben auffallend intelligenter Fußballspieler in der Mannschaftskabine so ausdrückte wie sie das von der Privatschule ihrer Kinder nicht gewohnt sind. Ich fürchte, wer etwas über die gesellschaftliche Realität erfahren will, wird sich auch künftig nicht mit „Sportschau“ und „kicker“ bescheiden können.

Zumal das, was man als Sportsgeist verklärt, im Grunde oft nur zweckrationales Handeln ist. Ein Trainer legt nicht deshalb Wert darauf, dass der starke Techniker den Ball querlegt, damit sich der mitgelaufene Spieler auch mal ein bisschen freuen kann. Sondern damit der Spieler, der am aussichtsreichsten steht, ein Tor schießt. Es geht also nicht um Altruismus, oder Mitmenschlichkeit, es geht um Effizienz, um Gewinnmaximierung. Wie in jedem anderen gesellschaftlichen Bereich, bei dem viel Geld im Spiel ist.

Dagegen ist auch nichts einzuwenden – vorausgesetzt, man akzeptiert die grundlegenden Mechanismen einer Wirtschaftsweise, in der vom „Markt“ fast schon wie von einer real existierenden Person gesprochen wird („fordert“, „bestraft“, „nimmt übel“). Und genau deshalb war selbst bei der Trauerfeier für Robert Enke der Hauptsponsor nicht bereit, seine Werbebanner zu überkleben: „AWD-Ihr Finanzoptimierer“ war über dem aufgebahrten Sarg zu lesen. Der Markt fordert auch an Trauertagen sein Recht – die modernen Gottheiten unterscheiden sich von den antiken eben gar nicht einmal so sehr. Sie sprechen allerdings besser englisch.

Auch wenn das Beispiel aus Hannover im Wortsinne ganz besonders *unverschämt* war – diese Exzesse sind systemimmanent. Ein System, erfahren wir vom Duden ist „das Gebilde, das Verbundene“, es gibt also mehrere Akteure. Es gibt Regeln, an die sich alle zu halten haben, die Erfolg wollen. Es ist also ein wenig wie beim alten Brecht: Vielleicht wäre man gerne gut – aber in dieser Branche kann man das allenfalls tagsüber, also im Licht der Öffentlichkeit, sein. Wenn es dunkel wird, handeln alle gemäß ihrer Natur: Bayern kauft die Spieler von Gladbach, Gladbach die von RW Ahlen, Ahlen die von Beckum, etc etc. Und alle, alle schimpfen, wenn es wieder hell wird, über die bösen Großen, die ihnen die Spieler wegkaufen.

Wir alle teilen die Fußballwelt in gut und böse ein: Hier die edlen Sportler – dort die bösen Funktionäre. Hier die guten Fans, die Idealismus und Leidenschaft investieren, dort die, die Leidenschaft ausbeuten und alles zu Geld machen, was Fans wichtig ist.

Ich fürchte, es ist noch schlimmer: Gerade Fans halten das System am Laufen. Nicht nur, weil sie Staffage für die bunte Inszenierung sind, die die Sponsoren so lieben. Nein, sie machen letztlich auch alles mit – von löblichen, aber letztlich symbolischen Stellvertreterkriegen gegen die allerdreistesten Vermarktungsexzesse oder besonders absurde Anstoßzeiten einmal abgesehen.

Rennen die Hannover-Fans seit dem Overkill an Heuchelei mit umgedrehten Fantrikots durch die Gassen? Gab es auch nur erwähnenswerte Proteste gegen AWD? Protestiert man in Gelsenkirchen, Duisburg oder Cottbus, also Städten, die nicht eben als reich gelten, gegen die horrenden Gehälter mancher Spieler? Im Gegenteil: Auf Schalke haben sie bereits kurz nach dessen erstem Training tausende RAUL-Trikos verkauft.

Eine andere Welt? Nein, nur eine, die sich ihren Jüngern anders zum Kauf anbietet. Auch die St. Pauli-Vermarktung wird nicht ruhen, bis auch die letzte Ergotherapeutin in Schwäbisch-Gmünd ganz non-established zur Arbeit schlappst und der letzte Nachwuchspunker in der Leipziger Südvorstadt mit dem passenden Totenkopf-Accessoire sein Rebellentum dokumentiert. Es soll in einem Radius von zwei Kilometern um den „Ballsaal“ sogar Babys geben, die bis zur Einschulung konsequent von Schnullern, Spielsachen oder Kleidungsstücken ferngehalten werden, die nicht am Heiligengeistfeld erworben wurden. Im Vergleich zum Dresscode in innerstädtischen Hamburger Kitas waren deshalb selbst FDJ-Aufmärsche im Blauhemd nonkonformistische Veranstaltungen.

Ist also der ganze überdrehte Fußballzirkus nichts als eine riesige Heuchelei? Nicht nur: in Hannover wollten tausende aufrecht trauern, Robert Enke, dieser wirklich außergewöhnliche Mensch, hat etwas hinterlassen, was überdauert.

Bei den Red Bulls in Salzburg, wo auch der letzte echte Fußballfan längst das Weite gesucht hat, suchen sie während des Spiels per Kamera die „Prima Bullerina“ im Publikum, anderorten, wo Fans sich nicht alles gefallen lassen, weiß selbst der Marketingleiter, dass er ein Problem bekommt, wenn er auch noch den nächsten Eckball vom Fruchtgummihersteller aus der Vorstadt präsentieren lässt.

Und deshalb ist es natürlich nicht nur legitim, sondern grundsympathisch, wenn sich Fans zusammentun, um dafür zu sorgen dass der Fußball nicht ausschließlich Bühne für die neurotischsten, proletigsten und peinlichsten Menschen in unserer Gesellschaft ist. Darüber, dass das weitgehend gelungen ist, darf man sich in 2000 Hamburg 4 auch alle 100 Jahre einmal freuen. Den Fans des FC St. Pauli ist jedenfalls mehr als ein Spagat gelungen: Sie haben die rechten Dummköpfe, die sich eine Zeitlang noch in fast allen Stadien breitgemacht haben, weggegrätscht. Und das hat vielen vernünftigen Leuten von Augsburg bis Berlin Mut gemacht, sich ebenfalls gegen die Heimsuchung aufzulehnen.

Und dennoch: Wie die 68-er so richtig bemerkten, gibt es eben kein richtiges Leben im Falschen. Und ein Mikrokosmos bleibt ein Mikrokosmos, das echte Leben ist woanders. Hamburg ist eben nicht braun-weiß, sondern an der Peripherie oftmals schlicht braun und in seiner Mitte vom Ellenbogen regiert.

Ganz zu schweigen davon, dass dieses neuerdings angeblich so liberale Land mit dem tunesischen Leiharbeiter und der polnischen Oberärztin, deren Diplome hier nicht anerkannt werden, kein bisschen humaner umgeht, nur weil Sami Khedira und Miro Klose doch so ungeheuer „schwarz-rot-geil“ sind.

Was also bleibt? Ein spannendes Spiel, das Millionen von Menschen jedes Wochenende in seinen Bann zieht – auch weil es nach kapitalistischen Grundsätzen funktioniert. Was außerdem bleibt, ist eine Feststellung, die man auch tröstlich finden kann:

Der Fußball ist nicht skrupelloser, geldgieriger oder verkommener als jeder x-beliebige andere gesellschaftliche Bereich. Vor allem aber lässt er Nischen, die sich Fans mühsam erkämpft haben. Und die sie hoffentlich nie mehr preisgegeben werden.

Christoph Ruf ist Journalist und Autor.